

„Musik ist für mich eine lebenslange Mitte“

Ein Gespräch mit dem Musikwissenschaftler **Ulrich Konrad** über seine Leidenschaft für Musik, den heimlichen Wunsch, Komponist zu werden, und die Vorstellung von Mozart als göttliche Jukebox.

Fragen **Katja Tschirwitz** — Foto **Maria Bayer**

Sie sind einer der führenden Musikwissenschaftler Deutschlands. Was hat Sie als kleiner Junge interessiert?

Jedenfalls nicht das, was ich hauptberuflich treibe. Ich bin eine Mischung aus Bauernkel und Diplomatensohn, meine Familie war über Generationen in der Landwirtschaft und im Handwerk tätig. Mein Vater ging nach dem Krieg ins Auswärtige Amt, und ich wuchs einerseits im dörflichen Raum auf, lernte andererseits früh die große Welt kennen.

Wie sind Sie denn zur Musik gekommen?

Neugierig wurde ich, als der „Song of Joy“ 1970 in den Charts war, eine Adaption von Beethovens 9. Sinfonie. Unser Musiklehrer wettete furchtbar gegen diesen Schlager, während wir Schüler ihn schön fanden. Ich wollte hören, wie das bei Beethoven, den ich bis dahin nicht kannte, geklungen haben mochte. Im Schallplattenschrank meiner Eltern

fand ich eine Aufnahme der 9. Sinfonie mit Furtwängler und legte sie auf. Nun hörte ich den originalen Beethoven und muss sagen: Den „Song of Joy“ fand ich schöner. Ich war zwölf Jahre alt.

Bis dahin wussten Sie nichts von Beethoven, obwohl die Platte bei Ihren Eltern im Schrank stand?

Ich habe ihn jedenfalls nicht wahrgenommen. In einem Londoner Geschäft hatte ich mir von meinen Eltern eine LP mit einem Stück namens „Pastorale“ gewünscht. Das kannte ich, habe aber Beethoven nicht damit verbunden. Als ich elf oder zwölf war, sollte ich Klarinette lernen. Meine Neigung zur Musik reicht in diese vorpubertäre Zeit zurück. Als mein Vater mich fragte, was ich denn mal werden wolle (ich war 17), antwortete ich: „Professor für Musikwissenschaft.“ Heute staune ich, dass er nicht fragte, ob ich verrückt geworden sei. Er ließ das

einfach so stehen. Heimlich wollte ich aber Komponist werden. Mit 18 Jahren habe ich an einem Kompositionswettbewerb teilgenommen. Ich sagte mir: „Wenn du den Wettbewerb gewinnst, studierst du Komposition.“ Nach sechs Wochen kam die Partitur kommentarlos zurück (lacht). Damit ist der Welt ein Kleinmeister erspart geblieben.

Was bedeutet Musik für Sie?

Musik ist für mich eine lebenslange Mitte, die mich immer wieder anzieht. Die Faszination, die Musik auf mich ausübt, hat bis heute nicht nachgelassen. Im Gegenteil, sie ist größer geworden. Verbunden mit der Einsicht, dass ein Einzelner das, was Menschen seit Jahrhunderten an Musik gemacht haben und machen, nicht ansatzweise überblicken kann. Die digitale Entwicklung bringt die Gefahr und den Gewinn, dass wir so viel Musik zur Verfügung haben wie noch nie in der



Ulrich Konrad vor dem Schelling-Forum, der neuen Außenstelle der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an der Universität Würzburg.

Menschheitsgeschichte – aus allen Regionen und Epochen. Das gewährt einen tiefen Einblick in die musikalische Aktivität von Menschen. Auch das fasziniert mich an Musik: Ohne uns Menschen wäre sie nicht. Durch Musik etwas zu erfahren über menschliches Fühlen, Denken und Zusammenleben erfüllt mich.

Wenn Sie abends heimkommen, legen Sie dann nochmal Musik auf?

Unbedingt. Meine Frau nervt es ein bisschen, dass immer Musik an ist. Und es gibt natürlich Unterschiede zwischen der bloßen Musik im Hintergrund – das darf nicht die „Kunst der Fuge“ oder eine Beethoven-Sonate sein – und dem wirklichen Hinhören mit Partitur. Es entspannt mich, abends am Pult zu sitzen an einer Partitur, inzwischen mit Kopfhörern, um meine Frau nicht zu stören.

Einer Ihrer Forschungsschwerpunkte ist Wolfgang Amadeus Mozart. Warum er?

Die Zufälle des Lebens! Als Klarinetttist habe ich nach ein paar Jahren Unterricht sein Klarinettenquintett gespielt, so war Mozart für mich auch körperlich erlebbar. Seine Musik zog mich an. Als ich über ein Habilitationsthema nachdachte, stieß ich auf die Frage, wie Mozart komponiert hat. Doch die Mozartexperten traten mir mit Stirnrünzeln entgegen: „Wie wollen Sie das machen? Das geht nicht.“ Das Thema war ja deshalb so lange liegen geblieben, weil die Vorstellung von Mozarts Komponieren mythisch verbrämt war: Dieser Mensch hätte nur einmal kurz zum Himmel schauen müssen, und schon hätte er eine Sinfonie im Kopf gehabt. Eine göttliche Jukebox, in welche die Götter oben eine Münze warfen, und unten sprudelte die Jupitersinfonie heraus. Das widerspricht allen Erfahrungen, die man macht, wenn man sich mit dem Komponieren beschäftigt. Also fragte ich: „Gibt es belastbare Zeugnisse, die uns etwas Verbindliches sagen über Mozarts Kompositionsweise?“ Ich stieß auf einen schmalen, doch aussagekräftigen Skizzenbestand, der über die ganze Welt verstreut ist. Und auf das Phänomen des Fragments bei Mozart. Kein Komponist hat so viele unvollendete Werke hinterlassen wie er, über 150 sind es. Zusammen mit einem tiefen Blick in die Handschriften haben sie mich mit diesem fernen

Menschen in Verbindung treten lassen. Für mich ist es ein emotionales Erlebnis, wenn ich in einer Bibliothek über einer Mozartschen Originalpartitur sitze und plötzlich spüre: Darüber hat dieser Mann geatmet. Diese Blätter waren mal leer!

Gibt es noch andere Komponisten, die Sie als Forscher reizen, die Sie aber bislang noch nicht gezielt bearbeiten konnten?



Trotz ihres Erfolgs lange Zeit unbeachtet: Florence Price (1887–1953) war die erste afroamerikanische Komponistin, deren Werk von einem renommierten Orchester aufgeführt wurde.

„Die Faszination, die Musik auf mich ausübt, hat bis heute nicht nachgelassen. Im Gegenteil, sie ist größer geworden.“

Im Moment nicht. Die, mit denen ich mich beschäftige, verlangen meine ganze Aufmerksamkeit. Seit vielen Jahren setze ich mich mit Richard Wagner auseinander, war Leiter der Schumann-Gesamtausgabe, habe über Beethoven und Alte Musik publiziert, habe von früh an eine Leidenschaft für Richard Strauss. Seine „Salome“ war meine erste Oper. Als 17-Jähriger war ich nach der Aufführung so geplättet, dass ich alles Ersparte zusammenkratzte, um die Partitur zu kaufen.

Sie forschen und lehren am Würzburger Institut für Musikforschung. Beeinflusst die pädagogische Arbeit Ihre Forschung?

Musik drängt uns merkwürdigerweise zum Reden. Niemand geht aus einem Konzert und ist verstummt. Wir haben den Drang, uns über die Musik auszutauschen. Verwunderlich, weil wir gleichzeitig feststellen, dass unser Reden über Musik begrenzt ist. Wenn wir Musik durch Sprache ersetzen könnten, wäre eins von beiden überflüssig. Das Unterrichten funktioniert bei mir gut, wenn ich im nachvollziehenden Erleben am Notentext merke, dass ich in eine innerliche Verbindung zur Musik komme. Die drängt mich zur Sprache.

Wie sieht Ihr typischer Arbeitstag aus?

Er beginnt früh und endet spät. Ein normaler Universitätstag ist leider zunehmend eingenommen von Dingen, die mit der Sache selbst nichts zu tun haben. Als Leiter eines großen Lehrstuhls mit verschiedenen Forschungsprojekten hat man viele Verwaltungsaufgaben. Im Semester gibt es die Stunden der Lehre, auf die man sich vorbereitet. Was an Zeit noch bleibt, gilt dem Lesen und Schreiben. Langeweile kenne ich nicht.

Früher war Musikgeschichte eine männlich überformte Angelegenheit, geschrieben von Männern, die komponierende Frauen beharrlich ausklammerten. Heute gibt es dafür ein Bewusstsein. Wie fließt das in Ihre Arbeit ein?

Es fließt massiv ein, weil es eine Sichtweise ist, die zur Gegenwart gehört. Würde ich mich allen neuen Sichtweisen und berechtigten Zurufen verschließen, würde ich erstarren und wäre bald jemand, der in den 1990er Jahren seine große Zeit

„Durch Musik etwas zu erfahren über unser menschliches Fühlen, Denken und Zusammenleben, erfüllt mich.“

hatte und seitdem nur noch den eigenen Ruhm verwaltet. Mein Beruf ist dynamisch und ändert sich. Gerade das Thema komponierende Frauen bringt in vielerlei Hinsicht zum Nachdenken. Frauen haben zwar komponiert, das hat aber eine bestimmte Wahrnehmungsschwelle nie überschritten, was mit Rollenverständnissen zusammenhängt. Das können wir nicht ändern. Geschichte wird gemacht. Wir haben jetzt die Chance, all das zu überprüfen, müssen aber auch der Gefahr entgehen, die Maßstäbe zu verlieren.

Das Frankfurter Archiv Frau und Musik hatte vor wenigen Jahren 40. Jubiläum. Wie stehen Sie seiner Arbeit gegenüber?
Ich würde bewusst keine Besonderheit mehr daraus machen.

Ist es aber noch.

Das ist letztlich ein Warnsignal. Als es in den späten 1970er Jahren gegründet wurde, tauchte der Name Fanny Mendelssohn Bartholdy erstmals überhaupt auf einer Schallplatte auf. Ich habe noch Stimmen im Ohr von älteren Professoren und Musikwissenschaftlern, die aus tiefer Überzeugung sagten: „Das ist ein Nischenphänomen, Frauen können nicht komponieren.“ Daran erkennt man, wie viel schon erreicht wurde. Ziel müsste sein, gar nicht mehr nach der Besonderheit dieses Archivs fragen zu müssen. Das Archiv hat sich zur Aufgabe gemacht, was andere Forschungseinrichtungen auch tun: Musikalien, die nicht bekannt, verschollen oder zerstreut sind, zusammenzutragen und zugänglich zu machen. Gestern Abend habe ich zum ersten Mal die 1. und 3. Sinfonie der US-Amerikanerin Florence Price auf einer neuen CD gehört.

Können Sie uns da ein bisschen unter die Arme greifen?

Florence Price ist eine Komponistin, über die ich selbst noch nicht viel weiß. Eine Amerikanerin, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gearbeitet hat. Die 1. Sinfonie ist zunächst einmal handwerklich sehr gut, das Orchester klingt. Mit 40 Minuten und vier Sätzen recht umfangreich, spielt sie mit den Idiomen der Symphonik – ich habe viel spätere Dvořák rausgehört – sowie mit jenen der amerikanischen „Volksmusik“. Die harmonische Sprache ist europäisch-romantisch. Die 3. Sinfonie in c-Moll hat einen dunkleren Charakter, wahrscheinlich spiegeln sich da inzwischen Lebens- oder kompositorische Erfahrungen. Das alles sind meine ersten Eindrücke von der Musik, nicht, was ich darüber gelesen habe. Ein Zugang zu Musik, den ich auch sonst suche: erst die Musik hören und dann recherchieren.

Sie haben drei erwachsene Kinder. Hatten Sie genug Zeit für sie?

Nein, hatte ich nicht.

Bereuen Sie das?

Das ist ein Preis, den man zahlt. Meine Berufsauffassung kommt wohl noch aus einer anderen Zeit. Ich habe mich mit Haut und Haaren diesem Beruf verschrieben. Ohne diesen bedingungslosen Einsatz wäre es nicht gegangen.

Was kann Musik in einer Gesellschaft leisten?

Sie kann die Menschen nicht besser machen und auch gesellschaftliche Missstände nicht wesentlich verändern. Aber sie kann Menschen in ihren emotionalen Befindlichkeiten und Möglichkeiten individuell erfüllen und sie sozial

verbinden. Es ist eine anthropologische Konstante: Menschen haben immer Musik gemacht. Musik ist für mich keine überlebensnotwendige Kunst, aber eine lebensnotwendige.

Welchen Stellenwert hat Musik bei uns in Deutschland?

Wenn wir den Sektor der sogenannten Kunstmusik nehmen, haben wir in Deutschland ein Paradies. Die Hälfte aller Opernhäuser weltweit steht in unserem Land, wir haben eine große Fülle wunderbarer Orchester und mehr Musikhochschulen als musikalisches Begabungsreservoir in der Bevölkerung. So können wir unsere Erfahrungen auch Menschen aus anderen Nationen anbieten.

Spielen Sie noch Klarinette?

Leider nicht. Mit Anfang 30 habe ich aufgehört zu komponieren und wenig später auch das Klarinettespielen nicht mehr gepflegt. Ich singe aber weiterhin in Chören.

Hat das Klavier immer noch einen Platz in Ihrem Leben?

Ja, es ist ein Arbeitsinstrument. In der Meinung, dass man nur eine Sache wirklich gut kann, habe ich mich entschlossen, nicht mehr öffentlich zu musizieren. Ich habe allen Versuchungen und Einladungen widerstanden.

Prof. Dr. Ulrich Konrad

ist Leiter des Instituts für Musikforschung der Universität Würzburg, Leibniz-Preisträger, Akademiemitglied und gehört dem Koordinierungsausschuss des Schelling-Forums der BADW an der Universität Würzburg an.

Katja Tschirwitz

studierte Musikvermittlung und Konzertpädagogik und arbeitet als freie Musik- und Kulturjournalistin.

Das Gespräch fand am 4. Januar 2022 in Würzburg statt. Den ausführlichen Podcast finden Sie in der Mediathek unter www.badw.de.

